

Wachsende Städte und bürgerliche Besiedlung – Städtische Hausstätten im Wandel der Zeit

Vergleichende Untersuchungen zu archäologischen und bauhistorischen Befunden in westfälischen Städten

Fred Kaspar

Die folgenden Ergebnisse sind aus der angewandten Forschung erwachsen, aus Fragen, die sich durch Untersuchungen von vielfältigen Einzelfällen über lange Jahre im Rahmen der Denkmalpflege für den Raum Westfalen-Lippe ergeben haben. Es handelt sich hierbei um Arbeiten aus dem Bereich der Denkmalkunde und der historischen Hausforschung, also um Arbeiten, die von der Analyse der materiellen Hinterlassenschaften ausgehen. Hierbei wurden sowohl aufgehende Bauten als auch archäologische Quellen befragt wie archivalische Überlieferungen ausgewertet und diese mit kartografischen Untersuchungen kombiniert.

Im Mittelpunkt der Betrachtungen wird die Frage nach der (bürgerlichen) Hausstätte als einem wesentlichen konstituierenden Element einer Stadt stehen. Hierbei soll der historisch für Nordwestdeutschland belegte Begriff der »Hausstätte« verwandt werden, der die bebauten bürgerlich/handwerklichen Besitzungen in seiner Gesamtheit bezeichnet (im Unterschied zu den Begriffen *curia/curtis* bzw. *hove/Hof*, unter dem ein weitläufiger Hof verstanden wird, der zum Beispiel im Besitz eines Adligen war). »Hausstätte« wird auch im bewussten Unterschied zu dem häufig verwendeten Begriff »Parzelle« benutzt, da er in unserem Zusammenhang nicht zutreffend ist, sondern jede einzelne im Kataster vermessene Fläche meint. Der Begriff Hausstätte bezieht sich hingegen auf eine besitzmäßige und funktionale Gesamtheit, bestehend aus bebauter Fläche, Hofraum sowie Garten, die sich also aus verschiedenen Parzellen zusammensetzt. Jede Urkunde über den Verkauf bürgerlichen Besitzes verdeutlicht dies, denn hier werden fast nie Häuser, sondern in aller Regel »Hausstätten« mit Häusern verkauft, wofür im Mittelalter Begriffe wie »*hereditas*« oder »*erve*« üblich waren, während später hierfür vielfach die Bezeichnung »Haus und Hof« synonym oder *pars pro toto* nur »Haus« Verwendung fand.

In den vergangenen Jahrzehnten entstand eine umfangreiche Literatur zur Frage der Stadtgrundrisse, den hierbei festzustellenden verschiedenen Systemen und den hierauf wirksam gewordenen Einflussfaktoren. Die Diskussion definierte den Grundriss einer Stadt allerdings fast durchweg aus der Erschließung von Baublöcken. Dies ist verwunderlich, denn ein Stadtgefüge ist doch zunächst eine Vielzahl von Anwesen, eben ganz wesentlich von jenen Hausstätten der Siedler, Bürger oder wie sonst ihre Eigentümer als Bewohner einer Stadt definiert sein mögen. Es drängt sich also weniger die Frage nach der Geschichte der »Stadtbaukunst« auf, sondern die Frage danach, ob und in welcher Weise sich der Stadtgrundriss aus Konzepten ergeben hat, die Vielzahl der vorhandenen Hausstätten am besten zu organisieren, zu erschließen, zu sichern und zu nutzen. Die bislang vorgelegten Untersuchungen zu Stadtgrundrissen blieben allerdings zumeist erstaunlich wenig konkret, wenn es um die Definition darum ging, was eine Hausstätte sei.

Bislang ist also weniger untersucht worden, wie die Binnenstrukturen der Baublöcke aufgebaut waren und in wieweit sie ebenfalls noch der Phase der Stadtwerdung entstammen. Dass sie so alt sind, wurde allerdings insbesondere im norddeutschen Bereich auf Grund der angenommenen Konstanz der einmal geschaffenen Strukturen stillschweigend als regelhaft vorausgesetzt. Diese Vorstellungen wirkten auch stark in die Architekturgeschichte und in die bauhistorische Forschung zurück.

So wurden auf dieser postulierten Konstanz von der Forschung weitreichende Untersuchungen und Projekte wie etwa der »Deutsche Städteatlas« aufgebaut, die die in den ältesten überlieferten Plänen der Städte – zumeist die im frühen 19. Jahrhundert entstandenen Urkataster – dokumentierten Hausstättenstrukturen als Grundlage zur Interpretation hochmittelalterlicher Strukturen verwandten. Die Auswirkungen etwa von Stadtbränden als Möglichkeiten nachfolgender großflächiger Veränderungen in der Einteilung eines Baublocks zu allen Zeiten sind in diesem Zusammenhang allerdings bislang kaum grundlegender hinterfragt worden.

Ernsthafter wurde erstmals ab 1977/80 von Schweineköper auf diese Probleme des methodischen Vorgehens hingewiesen; seitdem sind die bisherigen Sichtweisen insbesondere durch Ergebnisse der Archäologie und nur vereinzelt auch der baugeschichtlichen Forschungen in Frage gestellt worden. Weitere in diesem Zusammenhang zu stellende Fragen sind etwa: Ist Haushalt und Hausstätte gleichzusetzen? Wie verhält sich eine Haustätte zur Gesamtheit der städtischen Bevölkerung? Gibt es zur gleichen Zeit unterschiedliche Formen und Vorstellungen von Hausstätten an einem Ort und wodurch unterscheiden sie sich?

Eine neue Sicht des Themas ist insbesondere zwei anderen Fachdisziplinen zu verdanken: der Stadtarchäologie und der historischen Hausforschung. Die Archäologie wandte sich erst nach 1930 intensiver der Siedlungsgrabung zu und nahm nach 1950 auch mittelalterliche Städte ins Visier. In den letzten Jahrzehnten entwickelte sich hieraus eine eigenständige Stadtarchäologie. Hintergrund dieser Entwicklung waren zum einen die weiten innerstädtischen Flächen, die im Zuge der Wiederaufbaumaßnahmen und den folgenden Stadtsanierungen freigeräumt und einer neuen Bebauung zugeführt wurden und zum anderen die hiermit zusammenhängende, verstärkte Hinwendung zu Flächengrabungen unter streng stratigrafischer Methode. Hierdurch entwickelte sich zwangsläufig als Grabungsziel auch ganze Grundstücke, womöglich auch noch größere Ausschnitte aus der Stadt zu erforschen. In vielen Städten ist es inzwischen gelungen, Flächengrabungen durchzuführen. Sie erbrachten in der Regel erstmals genauere Kenntnisse zur Entwicklung von Hausstätten, doch blieben genauere und weiterreichende Analysen wegen der zur Grabung anstehenden Flächen auf wenige Hausstätten beschränkt, so dass sie in der Regel auch nur ein kleines Fenster in die Entwicklung der Stadtopografie bieten. Darauf aufbauende, weiterführende Ergebnisse, die auf einer Kombination mit auf anderen Wegen gewonnenen Ergebnisse beruhen, sind bislang eher selten. Eine erste Zusammenschau zu den aus Grabungen ermittelten möglichen »Parzellensystemen« versuchte Vogel 1986, der eine Tagung 1988 in Lübeck folgte. Weitere Impulse gingen von den Untersuchungen über Göttingen aus, bei denen auch Baubefunde Berücksichtigung fanden.

Gerade vor dem Hintergrund stadtachäologischer Ergebnisse gerieten die Hausstätten sowie städtische Wirtschafts- und Nebengebäude auch bei der Hausforschung stärker in den Blick der Forschung. Dennoch hört die Bau- bzw. die Hausforschung in den Städten zumeist noch immer mehr oder weniger deutlich bei der Betrachtung des einzelnen Gebäudes oder spätestens bei der zugehörigen Hausstätte auf. Zwar hat sich für Forschungen im ländlichen Bereich seit langem die Betrachtung der gesamten Hofstätte allgemein durchgesetzt, doch ist sie für den städtischen Bereich noch immer nicht selbstverständlich. Natürlich finden sich in einer großen Zahl zur städtischen Baugeschichte vorgelegten Studien einzelne Belege oder Hinweise zu dem uns interessierendem Thema, doch ist es zusammenhängend bislang eher am Rande behandelt worden. Ebenso wie die stadthistorische Forschung bislang selten bei ihrer Analyse der Stadtgefüge bis zur Hausstelle hinunter vorgedrungen ist, verblieb also sowohl die Hausforschung wie auch die Denkmalkunde zumeist in der Ebene unter der Hausstätte und sah nur das einzelne

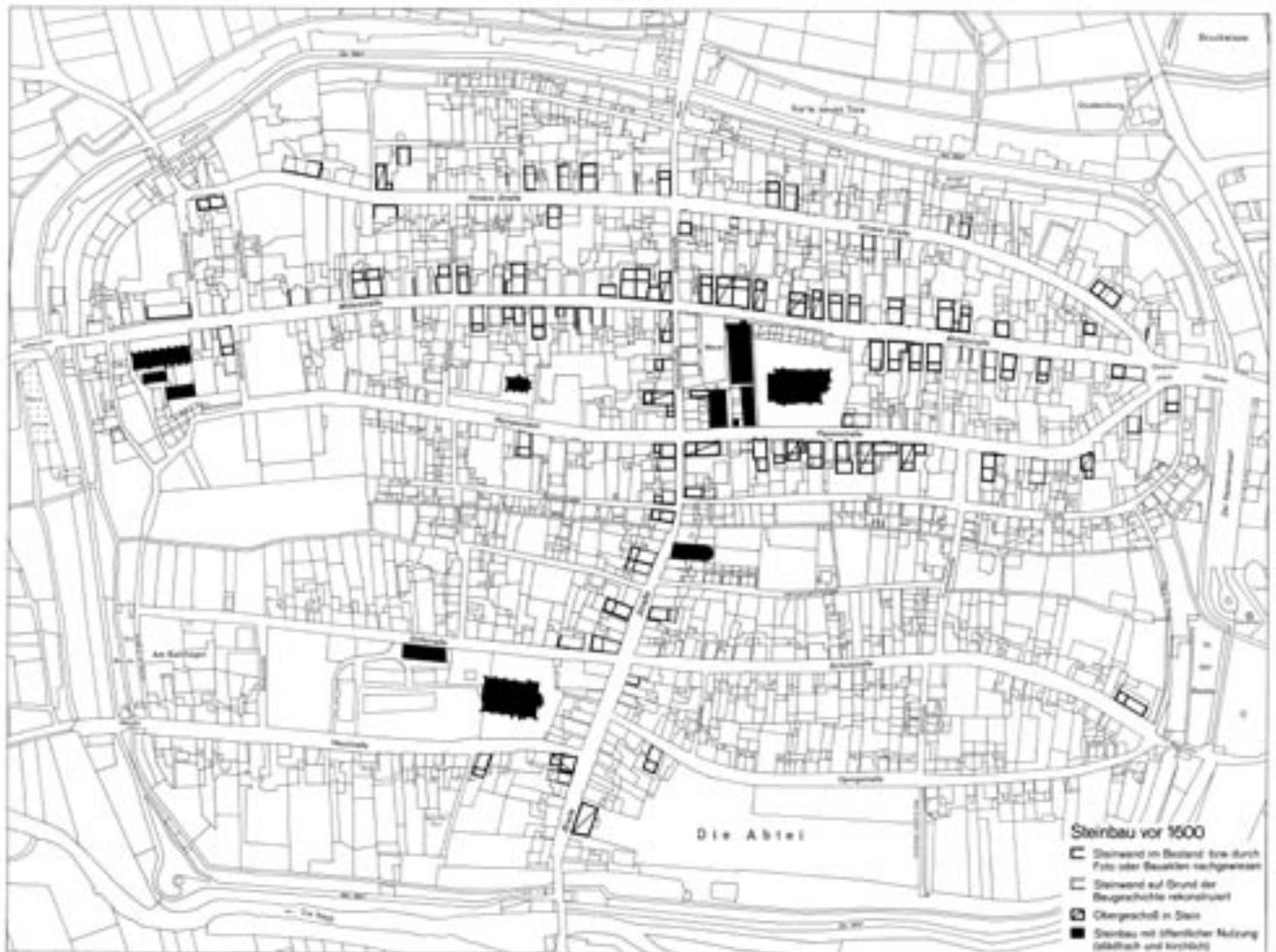


Abb. 1: Karte der nachweisbaren Steinbauten der Zeit vor 1600 und ihre Verteilung in der Stadt Lemgo. Grundlage der Urkataster von 1881 (aus Kaspar 1985, S. 43).

Gebäude. Die Hausstätte als eines der zentralen und der konstituierenden Elemente der Stadt bleibt daher bislang in der Geschichtsforschung blass und undeutlich.

Im folgenden soll es darum gehen, dass auch oder gerade die historische Hausforschung wichtige Beiträge zur Beschreibung und zur Analyse des geschichtlichen Werdens eines umfassenden Siedlungswesens liefern kann. Jede Siedlung besteht per se aus einer Vielzahl von Hausstätten – sonst wäre es ja ein Einzelhof – und diese stehen in einer räumlichen und ebenso in einer funktionalen Beziehung. Wenn ein Haus ein Bau-, Raum-, Funktions- und Sozialgefüge hat, so stellt sich die Frage, ob sich diese Betrachtungsweise nicht auch auf die Hausstätte mit ihren verschiedenen Bauten oder weitergehend auch auf den Baublock oder aber die ganze Siedlung übertragen lässt. Als eine weitere Betrachtungsebene der Hausforschung ist also die »Hausstättenstruktur« zu berücksichtigen, ein Begriff, der sowohl die innere Struktur einer Hausstätte mit einer auf einen Gesamthaushalt bezogenen Betrachtung wie auch die Struktur aller Hausstätten im Gesamtgefüge einer Stadt subsummiert.

An einigen Beispielen soll im weiteren beschrieben werden, was die systematische Betrachtung einer »Hausstättenstruktur« in den Städten erbringen kann. Die Überlegungen bauen hierbei auch auf der These auf, dass Bauten unter Umständen Quellen sind, die viel deutlicher länger zurückliegende Strukturen belegen, als dies bislang den Grundstücksgrenzen unterstellt worden ist. So hat die Archäologin Gabriele Isenberg darauf hingewiesen, dass es gerade durch die Erforschung älterer städtischer Hausbestände möglich ist, die bestehende Lücke zwischen den kartografischen Quellen einer Stadt und

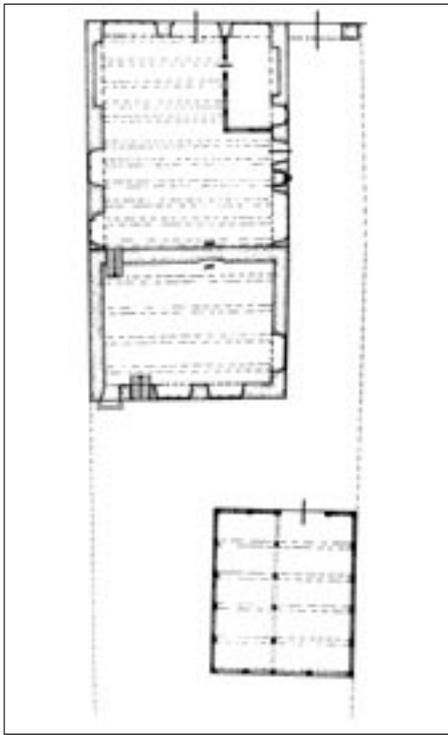


Abb. 2: System der spätmittelalterlichen-frühneuzeitlichen Bebauungsstruktur breiter Hausstätten mit vorderem, seitlich an die Grundstücksgrenze geschobenen Dielenhaus, daran vorbeiführender »Beifahrt« zum Hof und einem dort rückwärts errichteten Nebengebäude: Lemgo, Mittelstraße 17 im 17. Jahrhundert (aus Kaspar 1987, Abb. 1)

ihrer urkundlichen und archäologischen Überlieferung zu schließen. Baugeschichtliche Quellen könnten sich daher als ein gutes Korrektiv für bisherige Thesen zur Siedlungsgeschichte erweisen und eignen sich hervorragend sowohl zur Interpretation archäologischer Befunde wie auch archivalischer Nachrichten.

Die »topografische Arbeitsweise« ist der historischen Hausforschung trotz ihrer zunehmenden Fixierung auf die Analyse von Einzelbauten keineswegs neu. Sie wurde im Laufe der letzten 20 Jahren systematisch weiter entwickelt, wobei insbesondere Studien zu verschiedenen westfälischen Städten sowie Untersuchungen in Lübeck die Forschung zu diesem Thema weitergeführt haben. Diese Arbeitsweise baut auf umfangreichen baugeschichtlichen Untersuchungen auf, die einzelnen Städten gewidmet wurden, bleiben aber nicht bei der Darstellung einzelner Gebäude und der Analyse ihrer bautechnischen oder raumstrukturellen Entwicklungen stehen, sondern versucht, die gewonnenen Ergebnisse auch kartografisch und statistisch auszuwerten. Über eine Auswertung der Verteilung bestimmter baulicher Erscheinungen in der Stadt und der vergleichenden Untersuchung der Besitzgeschichten von Grundstücken lassen sich Rückschlüsse auf ältere Strukturen gewinnen. So werden aus der Verteilung bestimmter baulicher Phänomene (etwa Steinbauten, Hinterhäuser, Obergeschosse) Rückschlüsse auf historische Sozialstrukturen möglich. Über die Kartierung baulicher Merkmale treten aber auch Fragen nach der Verteilung der Bauten auf dem städtischen Boden, also der Bildung und Veränderung der Hausstätten in den Blickpunkt.

Wie sieht die praktische Arbeit aus?: In einem ersten Arbeitsschritt ist auf Grund einer Analyse der überlieferten Bausubstanz und ihrer Gegenüberstellung mit einer Zerstörungs- und Erneuerungsgeschichte der zu untersuchenden Stadt zu fragen, ob auf Grund des Alters der noch aufstehenden Bauten die überlieferten Grundstücksstrukturen überhaupt ein hohes Alter haben können. Erst wenn dieser Schluss möglich ist, können in einem zweiten Schritt die Grundstücksgrenzen generalisiert und das dahinter sichtbar werdende System mit den bekannten Daten der Stadtgeschichte in Einklang gebracht werden. Die Siedlungsgeschichte einer Stadt lässt sich aber nur bei einer möglichst weitgehenden Auswertung aller besitzrechtlichen Quellen (wie Steuerlisten und der urkundlichen Überlieferung) sowie möglichst vor dem Hintergrund familiengeschichtlicher Untersuchungen klären, bedarf also interdisziplinärer Arbeit. Erst danach sind zentrale Fragen zu klären wie etwa:

- was macht eine Hausstätte aus?
- wie groß ist sie, wie wurde sie proportioniert, wie erschlossen und was gehört alles dazu? – was für einer Bebauung dient die Fläche, wie verhalten sich die dort errichteten Bauten zur Fläche, zur Erschließung bzw. untereinander?
- wie sind die einzelnen Bauten erschlossen? (liegt etwa der Zugang in der Straßenfront oder in einer Seitenwand?)

Lassen Sie mich das Vorgehen an drei kleinen Beispielen verdeutlichen:

Lippstadt

Die stadtgeschichtliche Forschung geht davon aus, dass es in Westfalen vor 1180 nur sechs voll ausgebildete Städte und fünf stadttähnliche Großsiedlungen gegeben habe. Diese geringe Zahl wurde in dem folgenden Jahrhundert durch zahlreiche Neuanlagen beträchtlich erhöht. Auffallend ist hierbei die starke Verwandtschaft der zu einer Zeit verwendeten Stadtgrundrisse. Als frühestes Beispiel dieser Gruppe gilt die Anlage der Altstadt von Lippstadt. Sie soll maßgeblich von dem Vorbild der Stadt Haldensleben beeinflusst und in der Struktur zwischen 1181 und 1185 festgelegt worden zu sein. Bei allen Unterschieden im



Abb. 3: Eine wegen der aufstehenden Bebauung – Dielenhaus mit eingezogenem Hinterhaus von 1552 – noch belegbar aus der Zeit vor den Stadtbränden in Lippstadt im 17. Jahrhundert stammende breite Hausstätte an der Langen Straße 5. Die Beifahrt in der Neuzeit mit einem angeschleppten Nebenhaus überbaut (Foto: Westfälisches Amt für Denkmalpflege 1988).

Detail, die auf die Einbeziehung von vorstädtischen Siedlungen und topografischen Besonderheiten wie älteren Strassen, Wasserläufen oder Hänge zurückgehen, wird der Grundriss nahezu aller zu dieser Gruppe gehörenden Städte von drei parallelen Strassen bestimmt, die auf einer Seite vor dem Tor geschürzt werden und von denen die mittlere als Längsachse den ausgesparten Rechteckmarkt aufschließt. Schon im 13. Jahrhundert wurde die Stadt durch eine parallel dazu angelegte Neustadt erweitert.

1209 wird die Stadt Lippstadt erstmals durch einen Brand nahezu völlig zerstört. Verschiedene weitere Brände sind für 1310 und dann erst wieder für das 17. Jahrhundert überliefert: 1644, 1656 und 1676. Die systematische Analyse der überkommenen Bausubstanz durch A. Einyck 1985 hat erstaunliches für die Stadt offengelegt: Bauten aus der Zeit vor 1600 ließen sich nur in einem kleinen Stadtbereich nachweisen, der sich damit als das einzige von den zahlreichen Bränden des 17. Jahrhunderts verschonte Gebiet erwies. Ihre Kartierung ließ aber auch deutlich werden, dass die Hausstätten in diesem kleinen Gebiet sich deutlich von denen in der übrigen Stadt unterschieden. Hieraus kann wohl geschlossen werden, dass die Grundstücksgrenzen im Zuge der Wiederaufbauten des 17. Jahrhunderts großflächig innerhalb der Baublöcke verändert worden sind. Während es zuvor Grundstücke von 12 bis 14 m Breite gab, die eine Bebauung mit Häusern und seitlicher Durchfahrt ermöglichten und im Vergleich mit anderen Städten möglicherweise noch aus der Zeit der Stadtanlage um 1180 stammten, sind die Grundstücke in den Bereichen des Wiederaufbaus deutlich schmaler und auf der ganzen Breite bebaut.

Abb. 4: Zwei schmale und auf der ganzen Breite bebaute Hausstätten in Lippstadt an der Lange Straße 58 und 60, die in ihrem Zuschnitt auf den Wiederaufbau nach den Bränden des 17. Jahrhunderts zurückgehen dürften (Foto: Westfälisches Amt für Denkmalpflege 1920)



Salzuflen

Die heutige Stadt scheint sich auf Grund der schriftlichen Quellen in ihrer Struktur erst im Laufe des Spätmittelalters ausgebildet zu haben, wobei zum Kristallisationspunkt eine schon 1048 nachweisbare Saline wurde. Erst 1322 wird in Uflen von einem Wigbold, einer Minderstadt gesprochen, 1400 der Ort noch Dorf genannt und dieser dann erst 1488 zur Stadt erhoben. Erst im 15. Jahrhundert soll der Ort auch seine endgültige Siedlungsstruktur erhalten haben, wobei verschiedene Siedlungskerne zusammengeschlossen wurden: im Osten auf höherer Lage eine ältere Siedersiedlung und im Westen des Salzhofes neue größere Hausstätten durch Aufsiedlung mehrerer, hier zuvor bestehender Höfe.

Eine Kartierung der auf Grund nicht eingetretener späterer Zerstörung noch heute in großem Umfang nachweisbaren Bebauung aus der Zeit vor 1600 auf der Grundlage des Urkatasters von 1881 lässt die spätmittelalterliche Bebauungsstruktur des Ortes und damit wohl noch in erheblicher Masse die Erstbebauung vieler Hausstätten recht deutlich erkennen (Auf der Karte sind nicht alle nachweisbaren Bauten dieser Zeit, sondern nur die Steinbauten dokumentiert, die zahlenmäßig weit von Fachwerkbauten übertroffen wurden). Die Häuser stehen in dichten Reihen und sind nur durch schmale Traufgassen voneinander geschieden, wobei dies sowohl an der Langen Straße mit den dortigen Fachwerkbauten wie auch für den Kernbereich der Stadt am Markt mit den hier vorherrschenden Steinbauten gilt. Daraus ist zu schließen, dass man hier im 15. Jahrhundert Hausstätten ausgab, die nur eine Hausbreite – d. h. etwa 11 m – aufwiesen.

Minden

Von vorstädtischen Siedlungen abgesehen, setzte die Entwicklung mit der Gründung eines Bischofsitzes kurz vor 800 bei einer schon bestehenden Siedlung »Minda« ein. Kristallisationspunkt war eine Weserfurt, die genau östlich des Domes lag. Die Fläche der späteren Stadt gelangte zunächst weitestgehend in bischöflichen Besitz, wurde aber schon vor 1000 in verschiedene Verwaltungseinheiten unterteilt, wobei diese dann weiter untergliedert und in ihrer Bewirtschaftung und Nutzung organisiert wurden. Schon im 11. Jahrhundert ist der domkirchliche Besitz unter Bischof und Domkapitel aufgeteilt. Während das bischöfliche Tafelgut von einem sogenannten »Wichgrafen« verwaltet wurde, ist von dem zweiten Komplex bald noch als eigener Güterverband derjenige für den Dompropst abgeteilt worden. In einem sich daraus ergebenden komplizierten System von Haupt-, Wirtschafts- und Unterhöfen dienten diese verschiedenen Güterverbände der Versorgung der Kirche, wobei schon bald die Entfremdung von erblich gewordenen Teilgütern durch

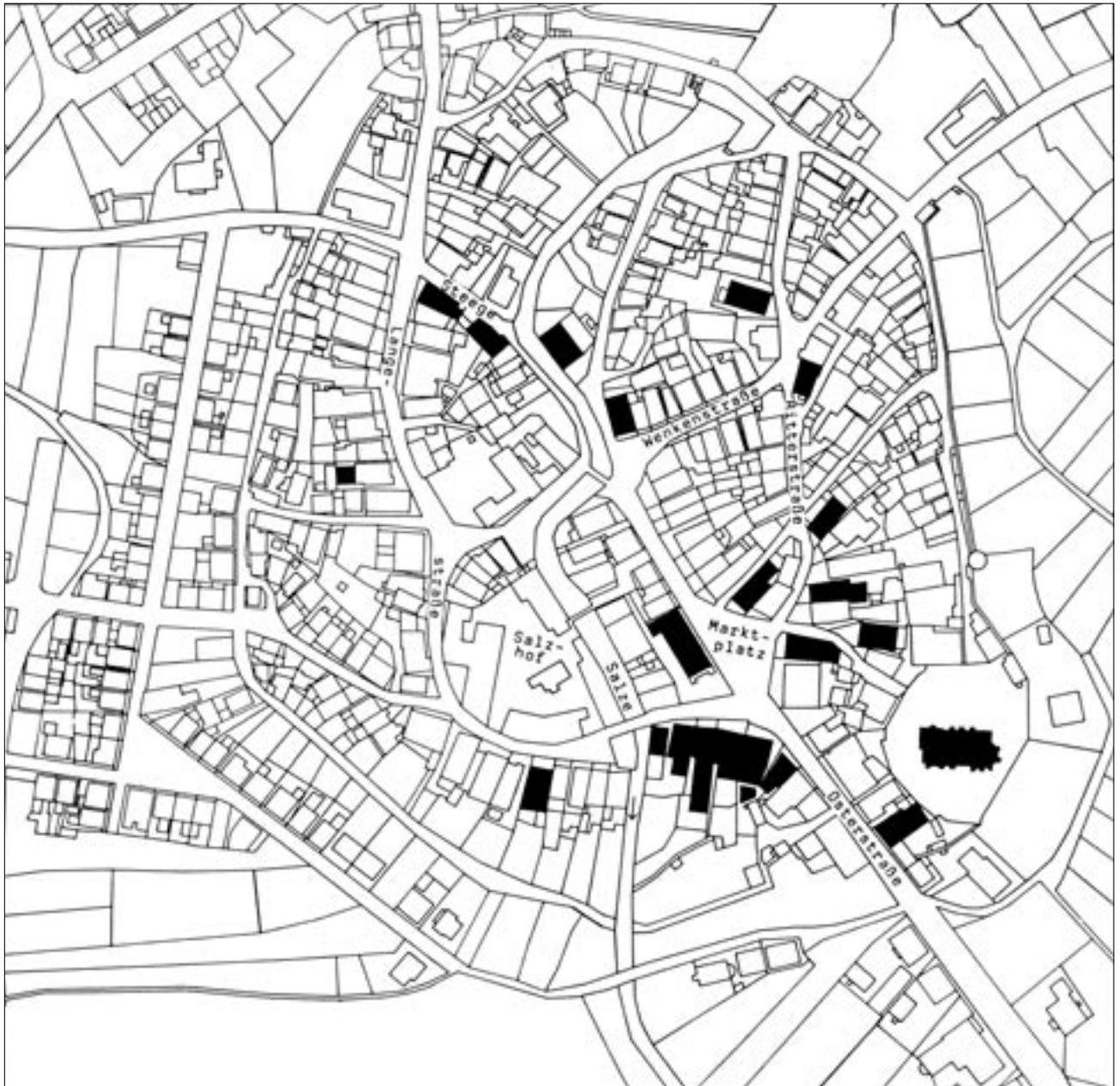


Abb. 5: Karte der nachweisbaren Steinbauten der Zeit vor 1600 in Bad Salzuflen; eingetragen in den Urkataster der Stadt von 1881. Die nur durch schmale Traufgassen getrennte enge Bebauung spiegelt die spätmittelalterliche Gründung der Stadt und des Großteils ihrer Hausstätten (aus Kaspar 1989).

Meier und Bedienstete einsetzte und manches besiedelt, zum anderen auch Teilkomplexe an die entstehenden Stifte und Pfarrkirchen weitergegeben wurden. Ergebnis dieser Entwicklung war ein im 12. Jahrhundert bestehendes komplexes Geflecht von kleinen Siedlungen, Höfen und Haupthöfen in unterschiedlichen Besitzverbänden, die sich um den Dombereich gruppierten und die Richtung der späteren Stadtentwicklung entscheidend mitprägten.

Die zunächst wohl eher amorphe und in verschiedene Richtungen wachsende und sich verändernde Siedlung fand um 1230 durch den Bau eines Befestigungsringes eine äußere Grenze. Von der gewählten Linie der Stadtmauer wurden die meisten Kirchen sowie ein Großteil der bestehenden Besiedlung umfassen, andererseits blieben aber auch bedeutende Teile der Bebauung außerhalb der Mauer und wurden damit von der weiteren Entwicklung abgeschnitten. Die außerhalb verbliebenen Siedlungen fielen nach und nach wüst oder wandelten sich zu eigenständigen Vorstädten, wobei nur die Fischerstadt bis heute erhalten blieb, während Marien- und Simeonsvorstadt 1554 aus Verteidigungsgründen auf Initiative der Stadt beseitigt wurden. Erst am Ende dieses langen Umsiedlungsprozesses stand im 17. Jahrhundert einer

dicht besiedelten und befestigten Stadt eine so gut wie menschenleere Feldmark gegenüber.

Der Bau der Weserbrücke verbesserte um 1230 nicht nur die Verkehrsverhältnisse, sondern ermöglichte erst im weiteren Schritt die Trennung der Einflussbereiche von Stadt und Bischof und die Verlegung der Verkehrswege aus dem Dombezirk. Als ihr Standort wurde die Bastaumündung – etwa 200 m nördlich der bisherigen Furt – gewählt.

Ausgehend von der frühen Kaufmannssiedlung entlang der Marktzone am Fuß der Terrasse wuchs die städtische Siedlung. Hierbei kam es in der Regel zu charakteristischen Hausstätten: während die im 11. bis 13. Jahrhundert besiedelten Anwesen entlang der Marktzone noch sehr große Grundstücke aufwiesen, wurden sie später immer kleiner geschnitten und wiesen seit dem 14. Jahrhundert nur noch die Breite eines Hauses von etwa 9–12 m auf. Die frühesten Hausstätten beließen neben den in der Regel zu zweit nebeneinander stehenden Häusern noch breite Abstandsflächen, die jeweils als gemeinsame Durchfahrten zu den Rückgrundstücken genutzt wurden. Im 12. und 13. Jahrhundert, als ein wesentlicher Teil der Hausstätten entstand, kam es dann zu der auch in anderen westfälischen Städten charakteristischen Bebauung, bei der jeweils Giebelhäuser und zugehörige Einfahrten abwechselten.

Im Laufe der Zeit zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert wurden allmählich umfangreiche Freiflächen, Höfe oder Adelshöfe, die sich nach der im 13. Jahrhundert vollzogenen Befestigung noch in der Stadt – insbesondere im Bereich der sogenannten Oberstadt – befanden, aufgeteilt und überbaut. So überließ etwa 1264 Bischof Kuno der Stadt einen Platz, der *vulgo mende dicuntur*, also Weide genannt wird, um ihn in der Weise bebauen zu lassen, wie es den Consulen der Stadt zweckmäßig erscheint. Auf dieser Fläche entstanden fünf große, später jeweils noch einmal unterteilte bürgerliche Anwesen – also breite Hausstätten mit seitlicher Einfahrt. Im westlichen Drittel der Königstraße hatte es zunächst eine Aufteilung in weitläufige Höfe gegeben, das wohl seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in einem zunächst nicht genauer bekannten Prozess aufgeteilt und nach und nach aufgesiedelt wurde. Der nördlich anliegende Baublock zwischen der Umradstrasse und der Stadtmauer gelangte zu nicht näher bekannter Zeit in den Besitz des Martini-Stiftes. Nach urkundlichen Nachrichten bestanden hier zwar schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts einzelne abgeteilte Grundstücke, doch scheinen sie noch groß und nur wenig bebaut worden sein. Sie wurden erst um 1500 in kleinere Hausstätten aufgeteilt, die dann in der Regel jeweils nur noch Hausbreite hatten und höchstens Hofgrundstücke hinter den Häusern aufwiesen.

An dem sicherlich extremen Beispiel Minden dürfte eines deutlich werden: der Stadtgrundriss ist bei genauerer Analyse der überkommenen Bausubstanz und der urkundlichen Überlieferung trotz seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr nachweisbarer größerer Brände immer wieder durch veränderte Bedingungen starken Umgestaltungen ausgesetzt gewesen. Die im Laufe von Jahrhunderten entstandene Bebauung innerhalb eines Baublocks kann aber in ihrer zeitlichen Schichtung, in der Struktur ihrer Verteilung und ihren sozial sehr unterschiedlichen Bedingungen aus dem Urkataster allein nicht interpretiert werden.

Was lassen sich für Schlüsse aus diesen Beispielen ziehen?

An Hand weniger, sicherlich plakativer Beispiele wurde aufgezeigt, wie bestimmte Phänomene herausgearbeitet werden können, die sich auch in anderen Städten unseres Raumes belegen lassen. Bei dem Beispiel Lippstadt sahen wir zunächst eine planmäßig angelegte Stadt des späten 12. Jahrhunderts mit ursprünglich wohl recht breiten Hausstätten und danach mit Salzuflen eine im 15. Jahrhundert in ihrem Grundriss ausgebildete Stadt mit schmaleren, nur hausbreiten Hausstätten. Danach wandten wir uns mit Minden einer allmählich und in einem komplexen



Prozess besiedelten Stadt zu, die vielfältige, unterschiedliche zeitlich und sozial zu differenzierende Strukturen erkennen lässt.

Die Frage, ob es sich um eine Gründungsstadt oder aber um eine gewachsene Stadt handelt, erweist sich bei der Suche nach der Proportionierung, Erschließung und inneren Gestaltung der Hausstätten als ein nicht zentrales Problem, denn ihre Entwicklung verlief in allen Städten eher vergleichbar. Die Analyse einer Gründungsstadt zeigt uns eher einen Querschnitt durch die Realität zu einer bestimmten Zeit – quasi ein Idealbild – die nach einer gewachsenen Stadt einen Längsschnitt durch den Entwicklungsprozess.

Vieles spricht dafür, dass die Entwicklungen in den vielen kleinen Städten Nordwestdeutschlands besonders langsam verlaufen und daher für uns aber auch in den Konturen des Prozesses besser zu erfassen sind: Der Beginn der städtischen Gesellschaft in unserem Raum im 11. und 12. Jahrhundert ist noch von einer Vielzahl unterschiedlicher Sozialgruppen mit jeweils eigenen kulturellen Traditionen und Wertvorstellungen geprägt. Hiervon zeugen historische Untersuchungen, die allerdings sehr spärlichen baugeschichtlichen Ergebnisse für diese Zeit, aber auch die Feststellungen der Archäologie zu den Hausstätten. Vielerorts konnte für diese Zeit die Absteckung großformatiger hofartiger Grundstücke festgestellt werden. Mit diesen hofartigen Hausstätten unterschieden sie sich noch kaum von den Strukturen, wie sie zu dieser Zeit auch in den ländlichen Siedlungen üblich waren und hier noch über Jahrhunderte verbindlich blieben. Zudem unterschieden sich diese Hausstätten noch nicht wesentlich von den ebenfalls in den Städten vorkommenden Höfen, die einzig auch in späterer Zeit bei ihren Abmessungen blieben. Spätestens um 1200 scheint sich dann aber eine feste Vorstellung davon entwickelt zu haben, was »städtisch« sei. Dies scheint in einer zunehmenden Standardisierung der Hausstätten ebenso deutlich zu werden, wie in den zu dieser Zeit entwickelten städtischen Hausformen in recht gleichen, an ein »Typenhaus« erinnernden Formen, scheint aber auch den wirtschaftlichen und kulturellen Vorgaben zu entsprechen. Zu dieser Zeit erst angelegte Städte zeigen dies in recht klarer Weise, da hier die Hausstätten nicht durch Aufteilung bestehender

Abb. 6: Zwei spätmittelalterliche eingeschossige Dielenhäuser in Lemgo (Mittelstraße 104 und 106), neben denen noch Beifahrten bestanden (Foto: Westfälisches Amt für Denkmalpflege, um 1910).

Abb. 7: Spätmittelalterliches Dielenhaus auf breiter Hausstätte in Lemgo, Mittelstraße 24/26. Die rechtsseitige Beifahrt wurde um 1593 mit einem dreigeschossigen Nebenhaus überbaut (Foto: Westfälisches Amt für Denkmalpflege Münster, Brückner 1980)

Höfe gebildet werden mussten. Sicherlich nicht zuletzt spielte in den Städten bei der Bemessung der Hausstätten zunehmend auch der zur Verfügung stehende und auch durch eine Verteidigungslinie zu schützende Platz eine Rolle, so dass hier neu entwickelte Vorstellungen von einem Mindestmass für eine Hausstätte wirksam geworden sein dürften.

Die sogenannten »Planstädte« des 12. und 13. Jahrhunderts in Nordwestdeutschland zeichnen sich also insbesondere dadurch aus, dass es eine für die Zeitgenossen offenbar verbindliche Vorstellung davon gegeben zu hat, wie eine Hausstätte auszusehen habe. Sie dürfte sich aus dem Bedürfnis der zuziehenden Siedler definiert haben und könnte sich in der Festsetzung einer festen oder einheitlichen Pachtsumme niedergeschlagen haben. Bislang konnte allerdings trotz aller älteren Versuche nicht nachgewiesen werden, dass diese Hausstätten auch nach absoluten Standardmaßen vom Bauland abgeteilt worden sind oder ihre Maße dem anzulegenden Stadtgrundriss zu Grunde gelegen haben. Mindestbreiten etwa für die abzusteckenden Hausstätten ergaben sich aber zum Teil schon aus ganz anderen Faktoren, wie etwa aus den natürlichen Längen der verbauten Eichenstämme bei den Breiten der zu errichtenden Häuser – zumal sie zunehmend nach einheitlichem Konzept errichtet wurden – und den notwendigen Breiten von Hofzufahrten.

Die seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts abgesteckten bürgerlichen Hausstätten wiesen wohl in der Regel eine Breite von etwa 14 bis 15 Metern auf, waren damit noch deutlich breiter als die darauf errichteten Giebelhäuser und scheinen bei planmäßiger Neuanlage einer Stadt zunächst in der Regel durch den Block bis zur rückwärtigen Straße gereicht haben. Mit dieser Feststellung würden sich die Stadtgrundrisse, die auf drei parallelen Straßenzügen beruhen, möglicherweise im Kern auch auf eine Straßensiedlung mit zentralem Markt zurückführen lassen. Mit ihren recht großen Flächen ergaben auch diese Hausstätten noch eher Gehöfte, die neben den Bauplätzen noch Platz für Garten und Wirtschaftshöfe boten.

Erstaunlich ist allerdings die sich aus diesen zu erschließenden, zunächst bestehenden großflächigen Anlagen ergebende geringe Zahl selbstständiger Hausstätten. Selbst in einer so großen und mehrere Pfarreien umfassenden Stadt wie Minden dürfte es im 13. Jahrhundert kaum mehr als 50, höchstens 60 solcher großen Hausstätten gegeben haben. Es dürften die Hausstätten derjenigen gewesen sein, die Bürgerrecht besaßen. Zu berücksichtigen ist hierbei allerdings, dass es neben ihnen an anderen Stellen der Siedlung noch große Höfe und sicherlich auch noch eine größere Zahl von kleineren Anwesen gegeben hat, über die wir jedoch nichts konkretes wissen.

Die so etwa in der Zeit zwischen 1180 und 1250 vermessenen und vergebenen Hausstätten entsprachen aber wohl schon nach einigen Generationen nicht mehr den Gepflogenheiten, denn dort, wo eine Austeilung von Hausstätten nach dem späteren 13. Jahrhundert nachzuweisen ist, sind diese trotz gleichgebliebenem Stadtgrundriss in der Regel anders als zuvor bemessen (hier wäre die Frage weiter zu klären, ob man die Maße auch zur Einsparung von Flächen reduzierte).

Die ältere Schicht der breiteren und eine seitliche Beifahrt umfassenden Hausstätten wurde, da sie in späteren Zeiten nicht mehr den tatsächlichen Bedürfnissen entsprach, dort – wo es etwa nach Flächenbränden möglich war – und Flächen benötigt wurden, aufgegeben und ihren Zuschnitt den inzwischen veränderten Vorstellungen von Hausstätten angepasst. Früher oder später war dies in der Mehrzahl der Städte möglich. Nur dort, wo die ältere Form des Hausstättenzuschnitts durch die bestehende Bebauung fixiert blieb und nicht mehr großflächig verändert werden konnte, erhielt sich trotz kontinuierlicher Erneuerung der Bausubstanz eine eher hochmittelalterliche Struktur im Stadtbild. Dieses bestand entsprechend dem Zuschnitt der Hausstätten keinesfalls



aus dem uns heute geläufig scheinenden Topos der eng aneinander gereihten hochgiebeligen Häuser, sondern wurde geprägt von frei und in größerem Abstand entlang der Strasse gestellten Giebelhäusern.

Die neben den Häusern auf den Hof führenden Beifahrten wurden in der Zeit zwischen der Mitte des 15. und dem frühen 17. Jahrhundert zumeist durch Nebenhäuser überbaut. Damit kam es zu einem einschneidenden Wandel der entsprechenden Stadtbilder, da nun erstmals geschlossene Straßenfronten durch gereihete Giebel entstanden. Dieser Entwicklungsschritt ist in der Kernsubstanz noch mancher Städte Nordwestdeutschlands mit hoher Altbausubstanz nachzuweisen und lässt sich dort an der nahezu regelmäßigen Abfolge von breiten und schmaleren Häusern leicht ablesen.

Zusammenfassend darf also festgestellt werden, dass sich die bauliche Struktur und Erscheinung einer Stadt des 12. Jahrhunderts in ihrer gesamten inneren Organisation sowie ihrer aufgehenden Erscheinung – trotz ihres vielleicht vergleichbaren Straßengrundrisses als äußerliches Merkmal – ganz deutlich von einer des 13. oder 15. Jahrhunderts, geschweige denn einer des 17. Jahrhunderts oder noch späterer Zeit unterscheidet. Dies gilt in verfassungsmäßiger, wirtschaftlicher, fortifikatorischer, baulicher oder auch kultureller Hinsicht, wird aber auch an ihrem detaillierteren Grundriss, dem Hausstättenzuschnitt deutlich. Auch sogenannte »Planstädte« sind daher nur dann in ihrem Aufbau interpretierbar, wenn alle auf den Grundriss wirkenden Einflussfaktoren zuvor geklärt worden sind. Hiermit wird der Grundriss allerdings – ebenso wie es seit langem für jeden einzelnen Bau der Forschung bekannt ist – zu einer gewachsenen Quelle, die nur in einer stratigrafischen Analyse erklärbar wird. Auch der älteste Grundriss ist nur eine Momentaufnahme in dem fortwährenden Prozess der Entwicklung. Noch deutlicher als bei sogenannten Planstädten wird dies etwa bei gewachsenen Städten, deren Grundriss im Einzelfall zur Kenntnis über die zu einzelnen Phasen üblichen Strukturen vieles beitragen kann. Die zentrale Frage ist also: was ist zu welcher Zeit prägend – und warum ist es so?

Abb. 8: Zwei großformatige Dielenhäuser des späteren 16. Jahrhunderts in Lemgo (Mittelstraße 17 und 19), bei denen bis heute die Beifahrten erhalten geblieben sind (Foto: Westfälisches Amt für Denkmalpflege, Dülberg 1990)

Abb. 9: Warendorf, Krickmarkt 3–9. Die neuzeitliche Bebauung mit abwechselnden schmalen und breiten Giebelhäusern kann sich noch Jahrhunderte nach der Aufgabe ehemaliger Durchfahrten den im Kern mittelalterlichen Bestand an breiten Hausstätten mit seitlichen Beifahrten widerspiegeln (Foto: Westfälisches Amt für Denkmalpflege, Brückner 1973)

Dr. Fred Kaspar
Westfälisches Amt für Denkmalpflege,
Salzstraße 38, D-48143 Münster
fred.kaspar@lwl.org

Literatur

- Bedal, Konrad: Gefüge und Struktur – Zu Standort und Arbeitsweise volkskundlicher Hausforschung; in: Zeitschrift für Volkskunde 72, 1976, 161–176.
- Delius, Hellmut: Die Entstehung und Entwicklung des Stadtgrundrisses von Lippstadt in Westfalen, Dortmund 1926.
- Eyinck, Andreas: Wohnbauten des 15. bis 17. Jahrhunderts; in: Wilfried Ehbrecht (Hrsg.): Lippstadt – Beiträge zur Stadtgeschichte, I. Lippstadt 1985, 375–454.
- Hammel, Rolf: Hereditas, area und domus: Bodenrecht, Grundstücksgefüge und Sozialstruktur in Lübeck vom 12. bis zum 16. Jahrhundert; in: Jahrbuch für Hausforschung 35, 1984/85, 175–199.
- Isenberg, Gabriele: Der Aussagewert archäologischer Befunde für die historische Erforschung der Stadt; in: Gläser, Manfred (Hrsg.): Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum, Rostock 1993, 61–66.
- Isenberg, Gabriele: Archäologische Beobachtungen zur Ausbildung der Parzellenstrukturen und zur baulichen Nutzung der Grundstücke in mittelalterlichen Städten Westfalens; in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 20, Bonn 1990, 109–118.
- Kaspar, Fred: Bauen und Wohnen in einer alten Hansestadt. Zur Nutzung von Wohnbauten zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der Stadt Lemgo. Münster 1985.
- Kaspar, Fred: Bau- und Raumstrukturen städtischer Bauten als sozialgeschichtliche Quelle; in: Schuler, Peter-Johannes (Hrsg.): Die Familie als sozialer und historischer Verband. Sigmaringen 1987, 165–186.
- Kaspar, Fred: Die Altstadt von Bad Salzuffeln als Geschichtsdenkmal; in: Meyer, Franz (Hrsg.): 500 Jahre Stadt Salzuffeln 1488–1988. Bielefeld 1989, 137–160.
- Kaspar, Fred: Vom Typenhaus zum Haustyp. Phasen bürgerlichen Lebens in Nordwestdeutschland zwischen Mittelalter und Neuzeit im Spiegel des Hausbaus; in: Westfalen 72, 1994, 260–287.
- Kaspar, Fred/Schulte, Monika: Stadt Minden; in: Ehbrecht, Wilfried (Hrsg.): Westfälischer Städteatlas, Lieferung VI (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Westfalen 36). Altenbeken 1999.
- Schwineköper, Berent: Zur Problematik von Begriffen wie Stauferstädte, Zähringerstädte und ähnlichen Bezeichnungen; in: Maschke, Erich/Sydow, Jürgen (Hrsg.): Südwestdeutsche Städte im Zeitalter der Stauer (Stadt in der Geschichte 6). Sigmaringen 1980, 95–172.
- Schwineköper, Berent: Überlegungen zum Problem Haldensleben – Zur Ausbildung des Straßengitternetzes geplanter deutscher Städte des Hohen Mittelalters; in: Helmut Jäger u. a. (Hrsg.): Civitatum communitas. Festschrift für Heinz Stoob (Städteforschung A 21), Köln/Wien 1984, 213–253.
- Schütte, Sven: 5 Jahre Stadtarchäologie – Das neue Bild des alten Göttingens, Göttingen 1984.
- Schütte, Sven: Die Entwicklung der Gebäude- und Parzellenstruktur im hoch- und spätmittelalterlichen Göttingen; in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 20, 1990, 119–138.
- Terlau, Karoline/Kaspar, Fred: Städtisches Bauen im Spannungsfeld zwischen Bautechnik, Baugesetzen und Parzellenzuschnitt. Zur Frühgeschichte des Wohnhauses in Nordwestdeutschland; in: Meckseper, Cord (Hrsg.): Stadt im Wandel. Ausst.-Kat. Braunschweig 1985, III 469–512.
- Vogel, Volker: Zum Parzellengefüge in der Stadt um 1200; in: Steuer, Heiko (Hrsg.): Zur Lebensweise in der Stadt um 1200 – Ergebnisse der Mittelalterarchäologie (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 4). Köln 1986, 257–261.